

## Auf Augenhöhe

Evangelische Theologie nach dem »iconic turn«

Malte Dominik Krüger

### Überblick

*Die Rede vom »iconic turn« macht darauf aufmerksam, dass wir in einer Welt leben, deren Wirklichkeit hochgradig bildlich erscheint. Und lebenswissenschaftliche Entdeckungen unterstreichen: Das Bildvermögen als anthropologische Fähigkeit, mit äußeren und inneren Bildern umzugehen, liegt unaufhebbar dem Sprach- und Vernunftvermögen zugrunde, die ihrerseits das Bildvermögen an Flexibilität und Differenziertheit übertreffen. Die evangelische Theologie kann konstruktiv und kritisch an diese Einsichten anknüpfen. In dem Fall legt sich ein bildhermeneutischer Zugang zu ihrem inhaltlichen Zentrum und seiner medialen Erschließung nahe. Infolge dessen können inszenierungssensible, bildkritische und kreative Potentiale in den Mittelpunkt rücken, die auch jenseits des evangelischen Glaubens interessant sein können.*

### 1. Einleitung

Bilder bestimmen unser Leben. Sie beeinflussen, wie wir uns verhalten, was wir fühlen und woran wir denken.<sup>1</sup> Vermutlich ist dies seit Beginn der Menschheit so gewesen: Bildlichkeit gilt als ein Merkmal des Menschen. Doch gegenwärtig gewinnt das Bild – insbesondere aufgrund der Digitalisierung und ihrer bildaffinen Medialität – eine bislang unbekannte Kraft. Das zeigt sich nicht nur an dem Einfluss von Bildern in politischen Auseinandersetzungen oder in der alltäglichen Werbung, sondern vor allem in der Verwendung von Bildschirmmedien und in wissenschaftlich-technischen Innovationsschüben durch bildgebende Verfahren. Gegenüber dieser medialen Evidenz des Bildes tritt die argumentative Diskursivität der Sprache zurück. Als plausibel gilt vor allem dasjenige, was eine bildlich zugängliche Evidenz besitzt, auch wenn dies wiederum Diskursivität nicht ausschließen muss. Dieser mediengenealogischen Entwicklung entsprechen lebenswissenschaftliche Entdeckungen, wonach das Bildvermögen für das Sprach- und Vernunftvermögen grundlegend ist. In den Kulturwissenschaften haben diese Einsichten – in kritischer Ergänzung zu dem im Anschluss an die Sprachphilosophie ausgerufenen »linguistic turn« – dazu geführt, von einem »iconic turn« (Gottfried Boehm) zu sprechen: Unser Sprach- und Vernunftvermögen braucht basal das Bildvermögen. Letzteres ist die menschheitsspezifische Fähigkeit, mit äußeren und – damit immer verbunden: auch – mit inneren Bildern kompetent umgehen zu können. Dieses innere Bildvermögen kann man auch Einbildungskraft nennen. Es lässt sich nicht grundsätzlich von der Sprache trennen, wie sprachliche Bilder zeigen. Auch wenn daher Bildlichkeit und Sprachlichkeit nicht gegeneinander ausgespielt werden können, stellt die Fokussierung des »iconic turn« auf die Bildlichkeit die evangelische Theologie

<sup>1</sup> Vgl. dazu und zur folgenden Charakterisierung des »iconic turn« in dieser einleitenden Passage: *Malte Dominik Krüger: Das andere Bild Christi. Spätmoderner Protestantismus als kritische Bildreligion*, Tübingen 2017, 25-55. 151-194. 244-298, bes. 282-291 (zu Gottfried Boehm). Das Folgende spitzt Einsichten der Studie »Das andere Bild Christi« zu und weist (aus Platzgründen) die Referenzliteratur mit dem Hinweis auf die Belege der genannten Studie aus; um die Autorinnen und Autoren der Referenzliteratur identifizierbar zu halten, werden sie im Text (dann ohne weiteren Beleg) beim Namen genannt.

offenbar vor neue Herausforderungen. Denn ihr Schriftprinzip und Rechtfertigungsglaube als sprachlicher Religionszugang und kontrafaktische Wirklichkeitsdeutung – verdichtet im insbesondere reformiert geschätzten »Bilderverbot« – scheinen dem »iconic turn« deutlich zu widersprechen. Doch dieser Schein täuscht. Darum soll es in zwei Teilen gehen: Welche Einsichten sind mit dem »iconic turn« verknüpft? Und: Was kann das für die evangelische Theologie bedeuten?

## 2. Kulturwissenschaftliche Einsichten nach dem „iconic turn“

Wann das erste Bild entstanden ist, weiß kein Mensch.<sup>2</sup> Man vermutet, dass basale Kritzeleien vor ungefähr sechs bzw. sieben Millionen Jahren aufkommen, als sich die Stammbäume der nachmals Schimpansen und Menschen genannten Spezies trennen. Für die Zeit von 300.000 v. Chr. an ist die Verwendung von Farben nachweisbar. In der Zeit von 35.000 bis 12.500 v. Chr. kommt es zu einem kreativen »big bang«, der sich in den schon künstlerisch hoch entwickelten Höhlenmalereien Alteuropas zeigt. Über die genaue Funktion dieser Bildprogramme wird gestritten. Vermutlich gehören sie in den Kontext eines Schamanismus, der Kult und Kultur sowie Religion und Kunst nicht so trennt, wie wir es heute tun.

Seit es Menschen gibt, haben sie offenbar Bilder angefertigt, so dass das Auffinden bildähnlicher Erzeugnisse als Spur menschlich(ähnlich)er Intelligenz gilt. Der so grundsätzlich angenommene Bildgebrauch des Menschen entwickelt sich geschichtlich und ist im Anschluss an Marshall McLuhan in eine Genealogie von drei Medienumbrüchen einzuzeichnen, die mit dem Gedächtnis zu tun haben.<sup>3</sup> So wird erstens im Altertum das Gedächtnis des Körpers vom Gedächtnis der Schrift relativ abgelöst: Man muss sich nicht

### **Bildaffine Menschheit**

mehr alles im Kopf merken, sondern kann es niederschreiben. Für den Wissenstransfer und den Wissensgewinn ist das bedeutend, so sehr damit vielleicht auch das lebendige Gespräch zurücktritt, wie Platon beklagt. Bei diesem ersten

Medienumbruch spielt die Erfindung des Alphabets, das sich von bildaffineren Methoden der Verschriftung entfernt, eine große Rolle, auch wenn dem Alphabet bis heute – man denke nur an den Buchstaben »M«, dessen Gestalt die Oberflächenlinie des Wassers (»M« von *māyym*, also »Meer«) zu erkennen gibt – eine gewisse Bildlichkeit eingeschrieben ist. Zweitens wird – Schlagwort »Gutenberg-Galaxis« – das Gedächtnis der Handschriften vom Gedächtnis der Druckschriften relativ abgelöst. Auch mit diesem Paradigmenwechsel, dessen würdigende Wahrnehmung zum Selbstverständnis des damit verbundenen Protestantismus gehört, ist ein neuer Zugang zu Wissen und Kommunikation verknüpft. Martin Luther kann in diesem Medienumbruch sogar einen pfingstähnlichen Durchbruch des Evangeliums erkennen. Schließlich wird drittens das Gedächtnis der Druckschriften – beginnend mit dem Fernsehen und ersten Computern im 20. Jahrhundert – relativ vom Gedächtnis des Bildschirms abgelöst. Martin Heidegger hat diesen Umbruch zur Verbildlichung mit seiner rasanten Virtualität kritisch diagnostiziert. Inzwischen steht das entsprechende digitale Speicherformat für einen weiteren Sprung, wie man mit Wissen umgehen kann.

<sup>2</sup> Vgl. dazu und zum folgenden Absatz (mit einzelnen Belegen und weiterführenden Literaturhinweisen) a.a.O., 184-193.

<sup>3</sup> Vgl. dazu und zum folgenden Absatz (mit einzelnen Belegen und weiterführenden Literaturhinweisen) a.a.O., 155f. (zur Bildlichkeit der Schrift) 195-243, bes. 224-231 (zu den Medienwechseln).

Mit diesem letzten Umbruch kulminiert der bisherige Bildgebrauch, so dass von einer Bilderflut die Rede ist.<sup>4</sup> Bilder gibt es nicht mehr nur in Höhlen, Kirchen oder Galerien oder gedruckt in Büchern oder Katalogen. Vielmehr kommen uns Bilder fast überall inflationär entgegen – sei es bei der Arbeit am Bildschirm, auf »Apps« auf dem Smartphone oder in der überbordenden Bilderflut unseres Alltags (Werbung, Poster, Printmedien etc.), die wir aufgrund ihrer Selbstverständlichkeit häufig auch buchstäblich übersehen können. Die digital präsentierte Bildlichkeit wirkt nach Ferdinand Fellmann wie eine nach außen gestülpte bzw. gewendete Einbildungskraft, deren nunmehr vergegenständlichten Räume des Imaginären die traditionelle Unterscheidung von Sein und Schein unterlaufen: Dasein und »Design« werden verwechselbar. Die damit verbundenen Entwicklungen zu einer Gesellschaft der Inszenierung, des Spektakels und der Überwachung werden immer wieder (kultur-) kritisch diskutiert. Vergessen darf man in dem Zusammenhang allerdings nicht, dass fast jeder Medienumbruch immer auch kulturkritisch wahrgenommen wird. Zudem schließt die Realität des Bildschirms in der Regel die Sprache nicht aus, sei es lautsprachlich oder schriftsprachlich. In jedem Fall kann man diese Mediengenealogie als eine Geschichte zunehmenden Bildgebrauchs beschreiben.

**Abwesendes  
anwesend  
machen**

Letztere ist übrigens kulturhistorisch nach Hans Belting mit der christlichen Religion verbunden, insbesondere mit der bis heute unterschätzten Wirkmacht der Ikone, die über die westliche Tafelmalerei bis zur Fixierung der heutigen Werbung auf menschliche Gesichter prägend ist. Dabei ist auch zu beachten, dass erst in der Neuzeit, und zwar mit Reformation und Renaissance, das Bild zum (freien) Gegenstand der Kunst wird, während es zuvor ganz im Dienst des religiösen Kultes steht.

Was von der gegenständlichen Materie der menschlichen Kultur gilt, ist auch von ihrer zuständigen Form zu sagen:<sup>5</sup> Das Bildvermögen ist basal im Spiel. Unsere menschliche Kultur beginnt nach Michael Tomasello vermutlich mit der Geste des Zeigefingers, der auf etwas Anderes als er selbst verweist. Daraus wird dann die Fähigkeit, etwas Abwesendes anwesend zu machen, also es gleichsam im Negativ festzuhalten. So wird das gefühlsunmittelbare Reiz-Reaktionsschema durchbrochen und es kommt zur menschheitsspezifischen Freiheit. Dass etwas, was nicht da ist, dargestellt und mitgeteilt werden kann, zeigt sich basal im Bildvermögen. So ist z.B. ein Bild einer Banane zwar nicht diese selbst, zeigt aber genau diese und nicht etwa eine Orange.<sup>6</sup> Diese Fähigkeit, etwas zu verneinen und gerade darin konstruktiv festzuhalten, wird nach Reinhard Brandt auf komplizierten Wegen zur Basis des Aussagesatzes, der etwas jenseits von Hier und Jetzt ausdrücken kann und aufgrund von möglichen Rückfragen zur Ausbildung von differenzierter Subjektivität und Intersubjektivität führt. Im Vernunftvermögen wird diese im Bildvermögen anschauliche und im Sprachvermögen diskursive Fähigkeit konstruktiver Negation selbstreflexiv. Anders gesagt: Über dem mit allen Lebewesen geteilten Gefühl, in dem und mit dem wir unsere Wirklichkeit realisieren, bauen sich mittels der menschheitsspezifischen Fähigkeit, etwas

<sup>4</sup> Vgl. dazu und zum folgenden Absatz (mit einzelnen Belegen und weiterführenden Literaturhinweisen) a.a.O., 56-73 (zur Aktualität der Bildthematik); 224f. (zur Kritik von Medienwechseln); 231-243 (zu Hans Belting); 266 m. Anm. 58 (zu Ferdinand Fellmann).

<sup>5</sup> Vgl. dazu und zum folgenden Absatz (mit einzelnen Belegen und weiterführenden Literaturhinweisen) a.a.O., 151-194, bes. 162-167 (zu Michael Tomasello) und 177-182 (zu Reinhard Brandt).

<sup>6</sup> Dem entspricht die These (Hans Beltings): Das Bild verdankt seine Entstehung der Bewältigung des Todes bzw. der Endlichkeit. Denn wenn zweidimensionale Bilder letztlich aus dreidimensionalen Totenschädeln, die man verziert und in vorgeschichtlichen Wohnräumen aufbewahrt, entstanden sind, dann geschieht dies, um die Verstorbenen als anwesend zu erhalten (vgl. a.a.O., 410-417). Noch heute stehen in dieser Fluchtlinie die Bilder von verstorbenen Familienmitgliedern in vielen Wohnzimmern.

zu verneinen und genau darin festzuhalten, wie es im Bildvermögen geschieht, die höheren und flexibleren Vermögen der Sprache und Vernunft auf. Sprache und Vernunft bleiben dabei nicht nur auf das Gefühl, sondern vor allem auf das Bildvermögen bezogen, das sich in der Bildlichkeit der Sprache (Metaphern, Gleichnisse etc.) und der Vernunft (Weltbilder, Weltanschauungen etc.) zeigt, wie umgekehrt das Bildvermögen gerade auf Sprache und Vernunft angelegt ist und seinerseits auf Gefühlen basiert.

Aus diesem vermögenspsychologischen Zusammenspiel ergeben sich unterschiedliche Theoriefamilien, welche die Frage »Was ist ein Bild?« eher wahrnehmungstheoretisch (so etwa Maurice Merleau-Ponty), eher imaginationstheoretisch (so etwa Hans Jonas), eher zeichentheoretisch (so etwa Nelson Goodman) oder eher negationstheoretisch (so etwa Reinhard Brandt) erklären. M.E. kann man diese Theorieangebote als gestufte Anreicherung einer ohnehin sprachlich nur bedingt einholbaren Annäherung an die Frage »Was ist

## Ein Bild – was ist das?

ein Bild?« verstehen.<sup>7</sup> Ein Bild schließt erstens (wahrnehmungstheoretisch) eine relative Unterbrechung ein, weil die identifizierbare Wirklichkeit des Bildes sich von der Alltagswirklichkeit abhebt: Ein Bild hat eine – wie auch immer geartete – Begrenzung bzw. Rahmung, die kulturgeschichtlich variabel ist. Ein Bild schließt zweitens (imaginationstheoretisch) die Einsicht ein, dass es grundsätzlich kein äußeres ohne inneres Bildvermögen (Einbildungskraft) gibt, weil sie miteinander verschränkt sind; das Sein des Bildes besteht in seinem Erscheinen.<sup>8</sup> Ein Bild schließt drittens (zeichentheoretisch) eine relative Ganzheit ein, insofern es durch ein unaufhebbar ineinander übergehendes Verhältnis von graduellen Binnendifferenzen farblicher und konturierter Art geprägt ist. Und ein Bild schließt viertens (negationstheoretisch) eine relative Kontrafaktizität ein, weil das Dargestellte im beschriebenen Modus des präsenten Entzugs da ist: Das Dargestellte ist zugleich da und nicht da; das Bild zeigt etwas, was nicht »wirklich« da ist. Diese vier Merkmale von je relativer Unterbrechung, Einbildungskraft, Ganzheit und Kontrafaktizität gelten dabei nicht nur für äußere Bilder, sondern auch für innere Bilder.<sup>9</sup> Bei letzteren werden innere Prozesse des menschlichen Gehirns beansprucht, die als Trägermedium in Frage kommen, wie man bildtheoretisch ohnehin zwischen Bildträger (z.B. einer Leinwand oder neuronalen Struktur), Bildobjekt (z.B. einer dargestellten oder erinnerten Person) und Bildsujet (z.B. der gemeinten, ggf. »wirklichen« Person) unterscheiden kann.

## 3. Theologische Einsichten nach dem »iconic turn«

Wie man mit diesen Einsichten des »iconic turn« in der evangelischen Theologie umgehen möchte, hängt davon ab, ob man sie eher im Stil einer »oben« bei Gott ansetzenden Offenbarungstheologie oder eher »unten« beim Menschen ansetzenden Subjektivitätstheologie entwickelt.<sup>10</sup> In beiden Fällen gibt es aktuell Anschlussmöglichkeiten. So kann die Tradition

<sup>7</sup> Vgl. dazu und zum folgenden Absatz (mit einzelnen Belegen und weiterführenden Literaturhinweisen) a.a.O., 313-468, bes. 313-328 (zur Typologie und ihren Vertretern).

<sup>8</sup> So ist z.B. weder die Darstellung noch die Rezeption eines Stieres in der Höhle ohne Einbildungskraft denkbar: Der Stier selbst ist für den Maler nicht in der Höhle; er malt ihn aus seiner Einbildungskraft. Und für den Betrachtenden erfolgt die Realisierung dieses Bildes in seiner Einbildungskraft, da er ansonsten nur zweidimensional Striche und Farben wahrnehmen würde.

<sup>9</sup> Keines dieser vier Merkmale ist unbedingt bzw. absolut. Im Fall der Einbildungskraft besteht die Relativität im Bezug auf Gefühl, Sprache und Vernunft.

<sup>10</sup> Vgl. dazu und zum folgenden Absatz (mit einzelnen Belegen und weiterführenden Literaturhinweisen) a.a.O., 94-141, bes. 132f. (zu Eberhard Jüngel) und 137f. (zu Ulrich Barth).

der Offenbarungstheologie von Karl Barths Analogiedenken (»Gleichnis«) und Ernst Fuchs Konzeption des Sprachereignisses beispielsweise bei Eberhard Jüngel zu einem »metaphorologischen« Barthianismus führen: Dass Gott in der Überfülle seiner Wirklichkeit von sich aus auf den Menschen zukommt, wird in Sprachbildern aussagbar. Den »iconic turn« kann man hier z.B. aufnehmen, indem man den Unterbrechungscharakter von Bildlichkeit mit der passivitätstheoretischen Alterität von Offenbarung zusammenbringt. Die Tradition der Subjektivitätstheologie hingegen kann von Friedrich Schleiermachers ästhetisch aufgeschlossenem Zugang religiöser Bildungsprozesse und Paul Tillichs Theologie des Symbols beispielsweise bei Ulrich Barth zu einer »bildhermeneutischen« Christologie führen: Ohne die menschliche Einbildungskraft ist der christologisch inspirierte Aneignungsprozess des Glaubens nicht verständlich. Den »iconic turn« kann man hier z.B. aufnehmen, indem man die basale Bildprägung der Wahrnehmung mit der religiösen Deutungsaktivität von Menschen zusammenbringt.

M.E. sind dies hochinteressante Denkbewegungen, die zu weiteren Überlegungen führen können: Wäre es nicht möglich, den Graben zwischen »offenbarungspositivistischer« Hochschätzung der Metapher und »kulturprotestantischer« Hochschätzung des Symbols mithilfe des Bildbegriffs zu überwinden?<sup>11</sup> Denn wenn das Sein des Bildes (in diesem Fall: Gottes) in seinem Erscheinen besteht, ist die Frage, ob man bei einer dem Menschen äußerlichen Wirklichkeit oder einem dem Menschen inneren Symbolvermögen beginnt, schon zu Beginn unterlaufen: Gott vollzieht sich im Erscheinen seines (Gottes-) Bildes. Dieser Vorschlag läuft auf die Position eines internen Realismus hinaus, der die äußere Wirklichkeit (Gottes) immer nur aufgrund innerer Realisierung (Glauben) vollzogen weiß, so dass das mühsame wie verheißungsvolle Geschäft der Theologie darin besteht, aufgrund des Glaubens immer wieder neu bestimmen zu müssen, was an bzw. in ihm menschlich und was göttlich ist. Merkmale der Binnenaufklärung des Glaubens, ob dieses Bild Gottes gehaltvoll ist, sind dann m.E. kategorial die vier genannten Kriterien (Ganzheit, Kontrafaktizität, Unterbrechung und Einbildungsfähigkeit). Das hat dann auch Folgen für den Gottesbegriff, den man als Inbegriff – bzw. besser: als *Inbild* – von Ganzheit und Kontrafaktizität fassen kann, dessen Erschließung als Unterbrechung der gewohnten Wirklichkeit (»Offenbarung«) in der Einbildungskraft stattfindet: Gott ist eine Dimension der Hintergründigkeit dieser Welt und zeigt sich in dieser Welt als geheimnisvolle Unschärfe. M.E. kann dann Religion als endlichkeitssensibles Ambivalenzmanagement (im Horizont des Unbedingten) und Theologie als intelligente Mangelverwaltung (im Horizont des nur in seinem Entzug präsenten Gottes) begriffen werden.<sup>12</sup> Diese fundamentaltheologischen Einsichten lassen sich an der Osterbotschaft verdeutlichen, die der evangelische Rechtfertigungsglaube ausdrücken möchte, und an dem Bibelumgang zeigen, den das evangelische Schriftprinzip organisieren möchte. Beides hängt zusammen – und hat praktische Folgen.

**Ohne Bild  
kein Gott**

<sup>11</sup> Vgl. dazu und zu den folgenden Absätzen dieses Beitrags (mit einzelnen Belegen und weiterführenden Literaturhinweisen) a.a.O., 471-541; Markus Gabriel/Malte Dominik Krüger: Was ist Wirklichkeit? Neuer Realismus und Hermeneutische Theologie, Tübingen 2018, 17-62. Dabei wird punktuell auf eine Vielzahl von Positionen Bezug genommen, die im Rahmen einer eigenen Deutung zu stehen kommen. Auf die m.E. fruchtbaren Möglichkeiten einer bildhermeneutischen Theologie für das interkonfessionelle und interreligiöse Gespräch kann hier nicht eingegangen werden.

<sup>12</sup> Gottes Realität ist dann nicht vorrangig (!) auf der Ebene des Gefühls (Friedrich Schleiermacher), der Sprache (Karl Barth) oder der Vernunft (Immanuel Kant) anzusiedeln, sondern vorrangig (!) im Bildvermögen, wie es schon Hans Jonas angedacht hat.

Ostern bzw. Auferstehung ist dann das Ereignis, mit dem aus Jesus als demjenigen, der in (Sprach-)Bildern über Gott redet («Gleichnissen») und sich entsprechend gleichhaft verhält, selbst das (Sprach-)Bild bzw. (anschauliche) Wort Gottes wird. Daher ist durch Jesus allein der christliche Gott zu erkennen. Insofern ist Ostern die Bildwerdung desjenigen (monotheistischen) Gottes, bei dem – anders als im Judentum oder Islam – die Stiftergestalt unmittelbarer Bezugspunkt des religiösen Interesses wird. Damit ist eine Fortschreibung des insbesondere an das babylonische Exil zurückgebundenen monotheistischen Deutungsschemas geknüpft, irdische Niederlagen als himmlische Siege wahrzunehmen («sub contrario», Kontrafaktizität). Angesichts der Alternative, andere Götter anzuerkennen oder JHWH im Licht der Zerstörung Jerusalems neu zu verstehen, votiert die damalige Theologie dafür, die Niederlage als Sieg JHWHs zu begreifen, da JHWH in Wahrheit durch andere Mächte gehandelt und Israel berechtigterweise bestraft haben soll: Je tiefer Israel sinkt, umso höher denkt es von JHWH, der zum unvergleichbaren Schöpfergott aufsteigt und dem daher das Bilderverbot entspricht. Dieses Deutungsschema wird angesichts der Kreuzigung Jesu fortgeschrieben. So wird aus der irdischen Niederlage am

### **Auferstehungs- glaube als Lebenskunst**

Kreuz der himmlische Sieg der Auferstehung: Es entsteht Leben aus dem Tod. Die Pointe der Fortschreibung des monotheistischen Deutungsschemas ist, dass nunmehr das Bilderverbot in den Gekreuzigten so einwandert, dass er selbst zum Bild des unvergleichbaren Gottes wird: Durch den Gekreuzigten

hindurch, der sich zugunsten Gottes (am Kreuz) negiert, scheint (mit der Auferweckung) die Wirklichkeit Gottes hindurch. In den Ostererscheinungen des Auferstandenen wird diese Gottesbildlichkeit Jesu auch den Jüngern sinnhaft vorstellig und ansichtig. Das Ergebnis ist der damit korrelierte Glaube. Ihn möchte die evangelische Rechtfertigungslehre in einer aktuellen Lesart erfassen, wenn sie die gefühlsaffine Wirkmacht des Bildes Jesu an die Stelle intellektueller Werkgerechtigkeit in Sprache und Vernunft setzt und dazu anleitet, im eigenen Leben durch die Einbildungskraft des Glaubens in relativer Kontrafaktizität eine relative Ganzheit zu entdecken, die sich gerade in der relativen Unterbrechung der gewöhnlichen Realität zeigt. In deren Riss, in ihrer Irritation zeigen sich in der alten Welt neue Möglichkeiten, die man ohne den Glauben in dieser Welt nicht entdecken kann. Auferstehungsglaube kann zur Lebenskunst werden, nämlich aufgrund von »Rissen« im fragmentarischen Leben kontrafaktisch dessen relative Ganzheit zu entdecken.

Die innere Bildlichkeit der Rechtfertigungslehre, also das Erkennen Gottes gegen den Augenschein im Bild Jesu, schlägt sich medial in der Bibel als Gedächtnis nieder: In der Bibel begegnet, so kann man es nach dem Zusammenbruch der altprotestantischen Verbalinspirationslehre sagen, der schriftlich abgespeicherte Eindruck Jesu szenischer Art, wie er mit der Osterbotschaft verbunden ist.<sup>13</sup> Insofern hat sich bereits im Zentrum der evangelischen Theologie eine bildhermeneutische Transformation des Schriftprinzips vollzogen. Der Kanon wird zum Nachfolger der bildhermeneutisch aufzufassenden Osterereignisse: Der Auferstandene, soweit er für uns greifbar ist, lebt in dem durch ihn inspirierten Kanon weiter, wenn Menschen, welche die Bibel wahrnehmen, an dieser Ostererfahrung selbst Anteil nehmen und von ihr ergriffen werden. In diesen Menschen vollzieht sich dann erneut, was der Glaube historisch auf Golgatha vollzogen weiß. Denn es kommt in ihnen gleichsam zur Auferstehung Jesu, also zu seiner wirkmächtigen Einbildung, die zur lebensbestimmenden Realität wird und aufgrund der damit neuen Sichtweisen eine neue

<sup>13</sup> Schulübergreifend findet sich diese Einsicht bei so unterschiedlichen Theologen wie Richard Rothe oder Martin Kähler oder heute etwa bei Klaas Huizing (vgl. a.a.O., 25-40).

Lebenspraxis ermöglicht. Und insofern die Bibel als kultisches Gedächtnis auf Jesus als das Bild des bildlosen Gottes verweist, ist der Gottesdienst angesprochen, der sowohl in der Sprachbildlichkeit der Verkündigung als auch in der bildaffinen Eigenart der Sakramente seine bildhermeneutische Prägung verrät: Es geht im Gottesdienst um die Inszenierung, nämlich das sorgfältige In-Szene-setzen der christlichen Botschaft.

Praktisch kann aus dem Dargelegten m.E. zumindest dreierlei folgen. *Erstens* kann die evangelische Theologie nur zu ihrem eigenen Schaden an dem »iconic turn« vorbeigehen. Die längst auch in der evangelischen Gottesdienstkultur und Kirchenleitungsrealität praktizierte Einsicht, dass Sinn und Sinnlichkeit miteinander verschränkt sind, dass das Leibliche, Rituelle und Kultische nicht bloß entbehrliches Beiwerk sind und dass eine gute, bewusste Inszenierung in der Tradition Jesu unumgänglich ist, verweisen darauf, dass man die Herausforderung auch faktisch anerkennt.

*Zweitens* kann die evangelische Theologie bewusst konstruktiv an den »iconic turn« anschließen, wenn sie ihre eigenen bildhermeneutischen Potentiale erkundet:

Die Bibel erscheint dann als mediales Gedächtnis szenischer Art der Osterbotschaft und leitet dazu an, aufgrund der die Alltagsrealität unterbrechenden Einbildungskraft des Glaubens im eigenen Lebensfragment eine relative Ganzheit zu entdecken. Es geht dann praktisch darum, dies in einer dafür sensiblen Anschaulichkeit in Szene zu setzen.

*Drittens* kann die evangelische Theologie auch kritisch gegenüber bestimmten Tendenzen des »iconic turn« sein. Wenn die spätmoderne Bildlichkeit die Tendenz entwickelt, nicht mehr sprachlich und vernünftig rechenschaftsfähig zu sein, wird die evangelische Theologie aufgrund ihrer Verpflichtung auf die Sprache – und deren Selbstreflexion in der Vernunft – protestieren. Ebenso leitet das christologisch transformierte Bilderverbot, das man als Unterscheidung zwischen Bild und Dargestelltem ins Weltliche übersetzen kann, dazu an, Bilder zu kritisieren, die sich selbst an die Stelle des von ihnen Dargestellten setzen. Insbesondere angesichts der Digitalisierung, die mit Prozessen der Virtualisierung in hochgradig bildlicher Form einhergeht, erscheint dies als wichtige Aufgabe.

**Evangelische  
Bildkompetenz**

Prof. Dr. Malte Dominik Krüger ist Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie sowie Direktor des Rudolf-Bultmann-Instituts für Hermeneutik an der Universität Marburg. Er beschäftigt sich mit Bild- und Symboltheorie und war 2018 Mitveranstalter des 1. Evangelischen Bildertages. Krüger plädiert für eine bildhermeneutische Wende der evangelischen Theologie. E-Mail: malte.krueger@staff.uni-marburg.de